

Vorwort

Bevor ich mit meinen Schilderungen über mein einjähriges Volontariat als Lehrkraft und Entwicklungshelfer in der Demokratischen Republik Kongo beginne, möchte ich gerne noch ein paar Hinweise über die Entstehung und dem Sinn bzw. Zweck dieser geben, die bei Lektüre berücksichtigt werden sollten...

Zuerst vorwegnehmen will ich, das ich selbstverständlich kein Autor aus Unterhaltungszwecken bin und dies auch nie gezielt gelernt habe. Diese Schilderungen sollen an erster Stelle informativer Qualität sein um selbst jenen Einblicke zu gewähren, die aus zeitlichen oder weiteren diversen Gründen nicht die Möglichkeit sehen, diese prägende, bewegende Erfahrungen am eigenen Leib und Seele zu verspüren. Einblicke in ein fernes Land im Herzen des afrikanischen Kontinents, dessen soziokulturellen und landschaftlichen Gegebenheiten. Aufmerksam zu machen auf humanitäre Probleme, wirtschaftliche als auch politische Herausforderungen der Gegenwart und diese, sofern dies in meiner Kompetenz liegt, zu erläutern. Jedoch werde ich ebenfalls versuchen die zum Teil äußerst grausame Vergangenheit, die genauso mitverantwortlich für die Entwicklung dieses Landes wie die Gegenwart selbst ist, in meinen Erzählungen einfließen zu lassen. Allem in allem möchte ich versuchen dieses Land aus so vielen Perspektiven und Blickwinkeln wie möglich zu betrachten und alle verschiedenen Lebensbereiche (zumindest ein klein wenig) zu erleuchten bzw. verständlich wiederzugeben.

Was ich auf jeden Fall **nicht** will und beabsichtige, ist auf dieses Land herabzuschauen und wie ein Richter, überheblich alle Missstände aufzuzählen. Genauso beabsichtige ich keineswegs irgendjemand, in welcher Form auch immer zu beleidigen oder mich gegenüber seiner unwürdig zu verhalten, insbesondere was die schriftliche Auslegung meiner Erlebnisse betrifft. Da ich aber keineswegs unfehlbar bin und auch nicht beabsichtige dies zu sein, möchte ich mich hiermit für alle verletzende, unangenehme Schilderungen die mir aus menschlichen Fehlverhalten unterlaufen könnten, aufrichtig entschuldigen. Was meine Aussendeorganisation, den Salvatorianern betrifft, habe ich mich vertraglich verpflichtet, nichts preiszugeben was den Ruf und Ansehen dieser schaden könnte. Ich hoffe das mir dies gelingt, nicht nur aufgrund des Vertragswille, nein, viel eher um das freundschaftliche Verhältnis das ich zu vielen ihrer Mitglieder pflege nicht zu gefährden. Falls mir dies aber nicht gelingen sollte, tut es mir selbstverständlich Leid, doch dabei sollte auch berücksichtigt werden, das sich Geistliche zwar dem Wort Gottes und dem Weg Jesu verschrieben haben, dies sie aber keineswegs als Menschen davor bewahrt, Fehler zu begehen und persönliche Schwächen zu haben.

Wer mich einigermaßen kennt, weiß, das es mir schwerfällt ein Blatt vor dem Mund zu nehmen, wenn es darum geht Missstände jeglicher Art, sei es subjektiver oder objektiver Art und Weise, anzuprangern. Genauso wie ich selten davor zurückschrecke, was mir auf dem Herzen liegt und auf der Seele brennt, offen und direkt preiszugeben. Natürlich werde ich die im oberen Abschnitt niedergeschriebenen Sinn und Zweck dieses Berichterstattung, als sowohl auch das was ich **nicht** beabsichtige, versuchen so gut wie möglich zu berücksichtigen. Aus Gründen der Authentizität kann und werde ich nicht versprechen das mir dies gelingt, da man nichts versprechen sollte, was man nicht sicher einhalten kann. Ein letzter Punkt bleibt die Tatsache, dass ich hier zwar versuche meine Erlebnisse wahrheitsgetreu wiederzugeben wie sie vorgefallen sind. Da es sich aber um subjektive Erlebnisse, Sinneseindrücke und Erzählungen handelt, ob von mir oder Bekanntschaften, kann nie zu 100% die Authentizität der Fakten garantiert werden und so will ich auch nicht abstreiten das sich auch Fehler in meine Erinnerungen eingeschlichen haben können. Doch meiner Meinung nach ist eine rein objektive Betrachtung der Dinge sowieso eine Sache der Unmöglichkeit.

So das soll's vorerst gewesen sein, nun bleibt mir nur noch euch allen viel Vergnügen beim Lesen, unter Berücksichtigung dieses Vorwortes, zu wünschen.

Timo Roujean

25.08.2016: Aufbruch in die Ferne

00.02: Nach einem spontanen, entspannten, geselligen Grillen im engen deutsch-französischen Freundeskreis, beginnt nun der mühsame Teil der Nacht: Aufgrund zahlreicher Festlichkeiten und Ausflügen, habe ich das Packen für meine bevorstehende Reise im Herzen Afrikas, völlig vernachlässigt. Zudem sind noch zahlreiche kleinere und größere Förmlichkeiten bezüglich meines Abschieds zu erledigen, die ich ebenfalls immer stets weiter nach hinten verschoben hatte.

12.30: Eine Kanne schwarzen Kaffee und eine schlaflose Nacht später, ist mein Gepäck endlich erfolgreich in der gelben Flohkiste meines Gedde verladen. Nach einer scheinbar nicht mehr enden wollenden Verabschiedung sitze ich nun gemeinsam mit meinem Gedde und Godda im fahrenden Auto und lasse meine geliebte Heimat (Hummertsried im scheena Schwobaländle), meine Familie, vertraute Kumpanen, Minis, Vereine und sonstige Bekanntschaften hinter mir, Richtung Münchner Flughafen.

17.25: Momentan sitze ich gerade im Gate D15 auf einem Bänklein hinter einer Glasfassade und genieße die letzten Sonnenstrahlen des späten Nachmittag. Voller Vorfreude auf meinen ersten Flug beobachte ich wie eine Maschine nach der anderen abhebt um in den blauen Himmel emporzusteigen. Ich warte noch wenige Minuten, bis ich nun selbst das Flugzeug betreten und meinen Fensterplatz, auf welchen ich mich besonders freue, einnehmen darf.

17.45: Abflug, ich heb ab, klammer mich am Sitz fest und genieße das Kribbeln, welches jede einzelne Faser meines Körper durchströmt.

19.17: Ankunft in Amsterdam, erster Zwischenstopp, am größten europäischen Flughafen überhaupt. Verlasse die Maschine und befinde mich in einem Meer fremder Gesichter aus aller Welt, auf der Suche meines nächsten Gates. Dort angekommen, erblicke ich schon die rot, grün, schwarz lackierte Boeing welche mich und viele mehr jenseits des europäischen Kontinents nach Nairobi befördern wird.

22.00: Mehr als eine Stunde ist es nun schon her, als ich zum zweiten mal abgehoben bin. Diesmal sitze ich jedoch im Mittelgang einer dreier Sitzreihe, was sowieso nicht allzu schlimm ist, weil es bereits Nacht geworden ist. Neben mir ein junges Pärchen aus Südfrankreich, ein netter Zufall der mir ein paar gesellige Stunden bereiten wird. Währenddessen immer wieder der Blick um mich herum. Je länger ich umherschau, desto mehr und mehr werde ich mir erst meiner Situation bewusst: Verdammt! Ich hock tatsächlich, trotz aller Hürden und Bedenken jeglicher Art in 'nem Flieger der jenseits des altbekannten, ins ungewisse unterwegs ist.

26.08.16: Erste Schritte auf afrikanischen Boden

05.55: Es ist noch Nacht, als wir über dem Lichtermeer der Metropole zur Landung ausholen. Ich verabschiede mich meiner Weggefährten aus Marseille, die in Kenia ihren Urlaub verbringen werden. Schlendere weiter bis zu meinem nächsten Gate, inzwischen völlig übermüdet, da ich wiederum keinen Schlaf in der vollbesetzten Maschine fand. In dieser war zudem noch aus unerschlossenen Gründen die Klimaanlage ausgefallen. Am Gate 23 angekommen hock ich mich ohne langem Zögern ins Café und bestell mir einen frisch gepressten Passionsfruchtsaft, um erst mal wieder ordentlich auf die Beine zu kommen. Guck mich in der Zwischenzeit um, Europäer sind hier inzwischen rare geworden.

12.45: Nach einer halben Stunde Verzögerung verlasse ich nun zum dritten, und vorerst letzten mal das Festland. Jetzt sitze ich endlich wieder an einem Fensterchen, doch es dauert keine Minute, bis wir in einem dichten Wolkendickicht eintauchen um wenige Sekunden später wieder die Sonne,

oberhalb eines Wolkenmeeres welches weiter als das Auge reicht, erblicken zu können.

13.15: Das Wolkenmeer hat in der Zwischenzeit doch ein Ende genommen und unter mir erstreckt sich die scheinbar endlose Weite des afrikanischen Kontinents. Ich fliege hinweg über riesige Seen, qualmende Vulkanlandschaften, Wälder, Steppen und Savannen. Nur ganz selten taucht hin und wieder ein kleines Dörflein inmitten der unberührten Wildnis zum Vorschein. Neben mir sitzt übrigens ein junger Kongolese, welchen man zunächst deutlich die Verwirrung anmerkt, einen jungen Deutsch-Franzosen auf dem Weg in sein Heimatland anzutreffen. Kurz darauf entwickelt sich daraus aber schon ein sehr interessantes Gespräch über den Grund meines Aufenthalts, alltägliche Dinge und der kongolesischen „Demokratie“, für welche es in letzter Zeit noch schlechter als sonst steht.

13.55: Die ersten Vororte der im Ausmaß gigantischen 4.5 Millionen Stadt Lubumbashi tauchen am Horizont meines kleinen Guckloches auf. Eine Stadt, die man selbst in 9000 Meter Höhe, trotz aller Bemühungen, unmöglich auf einem Bild erfassen kann. Denn anders als übliche Städte solcher Einwohnerzahlen, sind Hochhäuser mit mehr als 5 Stockwerken an einer Hand abzuzählen, dementsprechend wirkt sich dies auf die Fläche der Stadt aus. Dazu kommen noch tief ins Erdinnere gefräste, rote Kraterlandschaften, welche die Oberfläche aus der Höhe betrachtet, im gigantischen Ausmaß, wie offene Wunden bedecken. Überbleibsel verschiedener Tagebaue von Unternehmen aus aller Welt auf der Suche nach den, in der roten Erde versteckten Reichtümer des Landes. Am imposantesten jedoch, keine 3 Kilometer des Stadtzentrum entfernt, überragt ein schwarzer Berg, über 150 Meter hoch, die Landschaft. Aufgeschüttete Gesteinsbrocken des größten kongolesischen Minenkomplexes, den Gecamines. Über 10 Millionen Tonnen Kupfererz wurden an dieser Stelle aus den Gesteinsbrocken umliegender Minen und den Gecamines extrahiert, wie mir mein Nebensitzer erklärt hat. Für einen kurzen Augenblick kommt mir der Gedanke in den Sinn: „Was zu alles in der Welt mach i hier?“ Kein Wimpernschlag später werde ich aber schon aus meinem Gedankengang durch eine Sicherheitsdurchsage wachgerüttelt: Unser Flugzeug setzt zur Landung an.

14.05: Schon beim Ausstieg wird mir zugewunken. Dabei handelt es sich aber nicht um jemand, der gekommen ist, mich am Flughafen abzuholen. Nein, es ist der ermordete Ex-Präsident Laurent Kabila, der Vater des amtierenden Präsidenten Joseph Kabila, auf einem Plakat so groß wie das Flughafenterminal selbst, mit der Aufschrift: „Verrate niemals den Kongo!“ Ein vielversprechender Empfang, der am Terminal getoppt werden sollte...

Dort angekommen, reihe ich mich in der Reihe für „Ausländer“ ein. Neben mir ein V.I.P Streifen, mit Absperrung und einem Überbleibsel eines Teppichbodens. Dieser ist jedoch weder für Politiker oder Diplomaten, sondern ausschließlich für „Investoren“ gedacht. Meine Maschine ist nahezu mit zwei weiteren Maschinen zeitgleich angekommen, von Investoren keine Spur.

Am Empfangsschalter vorbei ruft mich erst einmal ein Militär zur Seite und nimmt mich mit in ein kleines Büro. Dieser erwartet, das ein Bekannter von mir, eine Aufsichts- und Bleibebescheinigung unterschreibt. Ich weise auf mein Visum hin. Dieses genüge nicht, er brauche die Unterschrift jener Person, bei welcher ich verbliebe. Ich verlasse das Büro um nachzuschauen ob jemand an der Gepäckübergabe anwesend ist, mit der Aufgabe mich abzuholen. Fehlanzeige.

Da nähern sich drei zwielichtige Gestalten, mit Sicherheitswesten wo sie selbst „Flughafenpersonal“ mit schwarzen Edding aufgemalt haben, meiner Richtung und begrüßen mich ganz herzlich.

Ich bin skeptisch: „*Seid ihr Salvatorianer?*“, frage ich.

„*Salvatorianer? Nein sind wir nicht, siehst du nicht, wir gehören zum Personal. Aber wir kennen die schon.*“ antwortet mir der Kopf der drei: Ein Mann mit Schnauzer und Baskenmütze.

Ich hake nach: „*Aha, alles klar... Hat man euch geschickt um mich abzuholen?*“

Nein, habe man nicht, aber mir sehe man an das ich in Schwierigkeiten sei, so wie ich durch die

Gegend schaue. Ich schildere die Situation. Das sei kein Problem, er würde das für mich regeln. Er begleitet mich zurück in das kleine Büro des Militärs, der als Pfand mein Reisepass beschlagnahmt hat. Der Militär fragt meinen Begleiter ob er mich kenne: „*Ja, ja. Ist ein guter Freund von mir!*“ Ich kann es mir nicht verkneifen ihn schräg von der Seite anzuschauen. Der Militär mustert uns ebenfalls. „*Nein, bist du nicht!*“ antwortet er schließlich und grinst wie ein Honigkuchenpferd. Darauf reden beide auf Kiswahili weiter. Dann mein Begleiter: „*Keine Sorge, wir finden da schon eine Lösung.*“ und zwinkert mir zu. Ich denk mir nur, soweit ich noch groß denken kann: „Ach du heilige Mutter Gottes, in welchen Film bin i jetzt glandet!?“

14.45: Jean Bosco, mein mir noch zwielichter Freund, Helfer und treuer Begleiter hat inzwischen den Militär erfolgreich überzeugt und durfte die Bescheinigung für meine Einreise unterschreiben. Er gab eine falsche Adresse der Salvatorianer, seinen Namen und seine Handynummer an und marschierte mit mir weiter zur Gepäckübergabe. Ein Raum, nicht größer als ein größerer Speisesaal und deutlich zu klein für eine Ansammlung von etwa 200 ungeduldigen Passagieren, die sich allesamt um ein Fließband zusammengeschart hatten, dessen Umfang nur knapp die 20 Meter übertraf. Als wäre dies nicht genug, traf auch noch Handelsware gemeinsam mit dem Gepäck ein und es dauerte nur wenige Sekunden bis sich dann auch noch schreiende Händler unter die, von der Hitze gereizte, Menschenmasse drängten. Gerade jetzt schnappte mich Jean Bosco am Arm und drückte sich mit mir, durch die Ansammlung von Menschen vor bis zum Fließband. Wo mein Gepäckschein sei, fragte er mich. Ich fing an in meiner Bauchtasche zu wühlen, weil ich dort das originale Flugticket, auf welches mein Gepäckschein aufgeklebt war, untergebracht hatte. Mit Entsetzen musste ich feststellen, das es sich nicht an Ort und Stelle befand, an welcher es eigentlich sein sollte. Ich sprang zurück ins Büro des Militärs, dieser zuckte erschrocken zusammen, dann zum Empfangsschalter und wieder hinaus Richtung Landebahn. Jean Bosco mir hinterher. Von einem Ticket - keine Spur! Niedergeschlagen lief ich zurück zur Gepäckübergabe, wühlte erneut in meiner Bauchtasche, durchsuchte Hosentaschen und Handgepäck. Ohne Erfolg... Ich muss es wohl beim Bezahlen im Flughafencafé z' Nairobi auf die Seite gelegt und dort vergessen haben, kam es mir nach längerem Grübeln schließlich in den Sinn. „*Du hast deinen Gepäckschein verloren, stimmt's?*“ fragte mich Jean, der die Sachlage durchschaut hatte. „*Sieht wohl so aus. Vermutlich z' Nairobi...*“, stotterte ich vor mich hin. „*Sollte kein größeres Problem sein, weist ja wie es aussieht.*“, meinte er. Ich beäugte ihn kritisch. Doch bevor's zurück ans Fließband ginge sei da noch so 'ne Sache die erledigt werden müsste, setzte er fort. Der Militär erwarte ein greifbares Dankeschön für den Gefallen welchen er uns bereitet hatte...

15.20: Zehn € leichter stand ich dann wieder, samt Begleitung, am Fließband, darauf wartend, dass endlich meine zwei Koffer aus dem riesigen Jargon erschienen. Handelsware, Handelsware, Handelsware... Um das Fließband herum waren nur noch Passagiere meines Fluges anwesend und ich dachte mir: „*Wenigstens goat's mir id als einziger so...*“ Es wurde weiter entladen: Handelsware, Handelsware... Plötzlich wurde es laut, denn ein Streit zwischen zwei Flughafenbeamte um nicht abgeholte Handelsware artete gewaltig aus. Mehrere Militärs kamen angerannt und zerrten die beiden wutentbrannten Gesichter auseinander. Alles nahm wieder seinen normalen Lauf: Handelsware, Handelsware, Handelsware... Fertig. Die Normalität nahm ein jähes Ende, denn das Flughafenpersonal verkündete, das Kenya Airways es bevorzugt hätte, Handelsware anstatt dem Passagiergepäck verfrachtet zu haben. Die nun wütende Meute, die mit mir den Flug geteilt hatte, stürmte auf das Flughafenpersonal zu um Anzeige zu erstatten. Jean Bosco schaute mich an und sprach: „*Da müssten wir eigentlich auch hin...*“ „*Aber?*“ fragte ich mit einer Stimme, als wäre ich jetzt endgültig vom Glauben abgefallen. Da ich mein Gepäckschein nicht habe müssten wir erst zu 'nem Informatiker der mein Gepäck und

dessen Nummern ausfindig machen kann. Also marschierten wir los, auf der Suche nach so' nem Informatiker der dazu in der Lage sei. Der Wahnsinn schien kein Ende zu nehmen...

15.50: Zu meinem Erstaunen war dieser ziemlich schnell gefunden, nur mussten wir in drei verschiedene Büros einmal durch den ganzen Flughafen marschieren, bis wir endlich einen Computer fanden mit einer stabilen Internetverbindung. Ich, inzwischen schweißgebadet, nahm meinen nahezu 10 Kilo schweren Rucksack vom Rücken und ließ mich wie ein Sack Zement auf den mir bereit gestellten Stuhl fallen. Der Informatiker erkundigte sich nach meinem Flug, ich händigte ihm eine Kopie meines Tickets aus, danach fing er in aller Ruhe an irgendwelche Codes auf der Tastatur einzutippen. Minuten verschlichen ohne das er seine Augen vom Bildschirm richtete. Meine Nervosität stieg ins Unermessliche.

„*Nichts...*“ sagte er schließlich. Mein Gesicht erstarrte. Er fände nichts, ob ich den keine weiteren Dokumente mehr habe. Ich wühlte wieder in meiner Bauchtasche... Da war doch noch was. In München bei der Gepäckaufgabe musste ich unglücklicherweise 100 € wegen Übergepäck liegen lassen, die Rechnung hatte ich glücklicherweise aufbewahrt. Anhand des Rechnungscodes gelang es dem Informatiker meine Gepäcknummern ausfindig zu machen. „Halleluja!“ dachte ich mir nur. Ein Problem weniger, doch da wir gerade schon an einem Computer waren, fragte ich den Informatiker höflich, ob ich denn diesen bitte verwenden könnte um eine Adresse oder eine Nummer der Salvatorianer ausfindig zu machen, da ich keinen Plan habe, wo ich jetzt eigentlich hin muss. „*Selbstverständlich.*“ antwortete der Informatiker, drehte den Bildschirm um und schob mir die Tastatur zu.

Nachdem ich mich ganz herzlich bei meinem Informatiker bedankt und diesem ebenfalls ein greifbares Dankeschön beigefügt hatte, denn das gehöre sich so bei solch einem Aufwand, wie Jean Bosco mir erklärte, stand ich nun ein weiteres mal bei der Gepäckübergabe mit meinen drei Kumpanen. Diese wichen nicht von meiner Seite, war aber auch nicht allzu schlimm, da ich mich in der Zwischenzeit mehr und mehr an dessen Anwesenheit anfreunden konnte. In dem vor weniger als einer Stunde von aufgewühlten Passagieren, Beamten, Militärs und Händler überfüllten, stickigen Saal ist inzwischen eine angenehme, schon beinahe ungewöhnliche Ruhe eingekehrt. Die wenigen verbliebenen bekannten Gesichter meines Fluges haben sich inzwischen ihrem Schicksal, wie ich ebenfalls auch, gefügt und stehen in der Warteschlange um ihre Anzeige aufzugeben. Dies war schnell erledigt. Erleichtert, wenigstens dies nun endlich erledigt zu haben, schleuste mich Jean anschließend an mehreren Zollbeamten vorbei. Dann begleitete er mich weiter Richtung Ausgang, bis er kurz vor diesem stehen blieb.

„*Morgen um 14 Uhr kommt die nächste Maschine von Kenya Airways hier an...*“ teilte er mir nun mit, dort würde ich dann auch mein Gepäck wieder kriegen, setzte er fort und lächelte. Mir wurde sofort bewusst auf was er hinaus wollte, ohne zögern griff ich in meinen Geldbeutel und nahm 20 € heraus, der nächst kleinere Schein der mir noch blieb. Jean Bosco, sichtlich erfreut über meine Großzügigkeit zog kurzer Hand ein Stück Papier und Stift heraus und notierte seine Handynummer darauf, falls ich mal wieder seine Dienste am Flughafen benötige.

16.40: Schließlich hatten die drei mich doch auch noch nach draußen begleitet, für den Fall das niemand da sei um mich abzuholen. Ich lief den ganzen Flughafenparkplatz entlang und hielt Ausschau, ob da nicht doch jemanden da wäre der womöglich meinen Namen auf so einem Schildchen geschrieben hat oder mich, aufgrund der Tatsache das ich der einzige Europäer weit und breit war, erkannte um mich anschließend zu meiner Unterkunft zu bringen. Die inzwischen tief stehende Sonne strahlte weiterhin mit einer solchen Intensität, das mir eine Schweißperle nach der anderen über Stirn, Schläfe, Wange bis zum Kinn kullerte und von dort aus auf den roten Sand tropfte. „Kaum zu glauben, dass momentan noch Winter sein soll...“, ging mir durch den Sinn und meine Lippen formten sich zu einem kleinen Lächeln.

„*Niemand da, gell?*“ kam mir Jean Bosco wieder zuvor, als ich wieder vor dem Flughafeneingang eingetroffen war.

„*Nö, muss wohl ein Missverständnis bezüglich meiner Ankunft gegeben haben...*“, antwortete ich,

mein Gesicht, mittlerweile emotionslos.

„*Nicht so schlimm, nimmst halt'n Taxi, Adresse haste ja.*“, kaum hatte Jean seinen Satz beendet, kamen an die 20 Taxifahrer daher, die nur auf dieses, für sie magische Wort „Taxi“, gelauert hatten. Doch egal wie sehr sie sich um mich als Kundschaft bemühten, Jean Bosco hatte seine Wahl bereits getroffen und brachte mich zu einem Taxi abseits des Getümmels. Der Taxifahrer, ein junger Bursche stieg sofort aus seinem ramponierten Wagen, der nicht einmal ein Nummernschild besaß, als er uns schon aus der Ferne auf ihn zukommen sah.

„*Kannst vergessen, da bringen mich keine zehn Büffel dazu, da einzusteigen.*“, verklickerte ich Jean flüsternd, noch bevor wir das Taxi erreichten. Schließlich hatte man uns noch vor der Abreise mehrfach vor unzuverlässigen Taxifahrern gewarnt, dazu die Tatsache, das sich alle meine Wertsachen und Papiere im Handgepäck befanden, welches ich bei mir trug.

Jean redete beruhigend auf mich ein: „*Keine Sorge, ich kenn den, ist zuverlässig...*“ und noch bevor ich irgendwas darauf erwidern konnte, hatte er bereits dem Taxifahrer gefragt ob er denn die „Avenue du 30 Juin“ kenne. Dieser nickte, doch bei 20 Dollar die Fahrt würde hier jeder nicken, selbst wenn er keinen blassen Schimmer davon hätte, wo er eigentlich hin soll.

„*Siehst du, er weiß sogar wo sie wohnen, deine Salvatorianer.*“, versuchte Jean mich weiter zu beschwichtigen

„*Des wäre ja noch zu schön wenn er das nicht wüsste.*“, entglitt es mir und ich sah wie die Mine des Taxifahrers sich verzog. Ich bereute diese Aussage, welche mir beim Anblick des Taxis zwar schon berechtigt erschien, doch aufgrund der Tatsache das es noch Tag war und mir sowieso nicht viel anderes übrig blieb, nahm ich auf dem Beifahrersitz Platz, behielt Handgepäck aber zu Füßen.

16.58: Da saß ich nun, nahezu hilflos der Gunst und Verlässlichkeit dieses Fremdem ausgesetzt. Wie man sich sicherlich vorstellen kann, war die Konsequenz meiner Skepsis und meinen ausfälligen Kommentars, dass die Situation im inneren Taxi zunächst deutlich angespannt war. Die Anwesenheit zahlreicher, sich betrinkender Militärkonvois in Flughafennähe machte die Fahrt keineswegs angenehmer und mit großer Wahrscheinlichkeit auch nicht sicherer. Dieses beunruhigende Schweigen beiderseits, welches vorerst dazu führte, das ich mich nur schwer auf meine ersten Sinneseindrücke des Neulands, welches ich gerade zu entdecken vermochte, konzentrieren konnte. Ich fasste den Entschluss das Schweigen zu brechen und begann mit dem Taxifahrer über das zu sprechen, worüber man so spricht, wenn man keine Ahnung hat, worüber man so sprechen soll: Dem Wetter. Die anfängliche Anspannung legte sich, ich kurbelte mein Fenster bis zur Hälfte herab und begann mit meinem Blick ein wenig in die Ferne abzuschweifen. Man sah der Landschaft die momentane Jahreszeit deutlich an: Meilenweit nur gelblich verdorrte Gräser, lebloses Gestrüpp, Palmblätter welche schlaff am Stamm herunterhingen, der rote Boden porös und rissig, sodass die vor uns fahrenden Gefährte Staubwolken aufwirbelten. Seit Monaten hatte es keinen Tropfen geregnet, teilte mir der Taxifahrer mit. Am Straßenrand sammelten sich je weiter man ins Stadtinnere vordrang, immer größere und höhere (Plastik-)Müllberge an. Welche man gegen Abend kurzerhand anzündet, wenn diese zu groß werden. Ein stechender Geruch wehte zum offenen Fenster herein. Ich drückte fest die Augenglieder zusammen, wartete bis der äußerst unangenehme Duft durch den am Straßenrand zubereiteter Speisen, Gewürzen und getrocknetem Fisch überdeckt wurde, dann öffnete ich sie wieder. Beidseitig der Straße entlang, erstreckten sich vor mir kunterbunte Häuserfassaden und Geschäfte für beinahe jedes erdenkliche Ersehen. In großer Vielzahl, wie mir auffiel, handelte es sich jedoch um kleinere Lebensmittelgeschäfte, Bars, Friseursalons und zu meiner Verwunderung, Mobilfunkanbieter. Drum herum, das launische Treiben der indigenen Bevölkerung. An jeder Straßenecke wurden lautstark Angebote verkündet, Waren getauscht und selbstverständlich gefeilscht, was das Zeug hielt. Überhaupt wimmelte es nur von Menschen, die auf der Straße gingen und über die Straße huschten, sobald sich auch nur die kleinste Lücke ergab. Gehwege, die es zwar gab, wurden nahezu vollständig von Händlern, Fischern, Bauern und den Ständen sonstiger Dienstleistender belagert. Dann verdichtete sich der Verkehr, Häuser wurden Mehrstöckig, wir mussten uns wohl dem Stadtzentrum nähern. Aufgrund des zähen Verkehrs, beschloss der Taxifahrer, dieses geschickt zu umfahren, da sich die „Rush Hour“ ankündigte.

17.26: Beim zweiten Anlauf waren wir endlich bei der richtigen Adresse angelangt, die erste Adresse erwies sich als ein privater Securitydienst, denn als ich an der Pforte klopfte trat ein schwarz uniformierter Mann mit Dienstwaffe vor mir auf. Schon beim Anblick des Gebäudes hatte ich meine Zweifel, doch der Taxifahrer bestand darauf das ich Nachschaue, selbst wenn die Hausnummer nicht mit derer welche ich am Flughafen notiert hatte, 839, übereinstimmte. Solche Securitydienste gibt es hier zuhauf, denn auf die einheimische Polizei ist wie ich noch feststellen sollte, nicht allzu viel verlass. Da das Land aufgrund politischer Instabilität und dem Preisverfall für Rohstoffe in einer tiefen wirtschaftlichen Rezession steckt, wurde das Gehalt aller niederer Staatsangestellte erheblich gekürzt. Deshalb verschaffen sich die meisten Polizisten, Macht ihres Amtes, ein zusätzliches Einkommen auf Kosten der Zivilbevölkerung.

Jetzt, wenig später, stand ich aber vor dem grünen Tor eines großen Herrenhauses, das deutlich mehr den Anschein eines Provincialat machte, als ein Bungalow mit einer schwarzen aufgemalten Kobra auf der Eingangspforte. Der Taxifahrer verlangte seinen stolzen Sold von 20 Dollar. Ich zog 50 € heraus, kleiner hatte ich es nicht mehr. Wechseln konnte er aber, wie ich nicht anders erwartet hatte, nicht. Ich fing an zu klingeln, innerhalb des ummauerten und mit Stacheldraht umgarnten Gebäudes sollte sicherlich jemand anwesend sein, mir finanziell aushelfen zu können. Nichts rührte sich, ich fing an zu klopfen, besser gesagt, schlug mit meiner Faust gegen das Tor und lauschte. Es tat sich weiterhin kein Mucks.

„HALLO! IST DENN JEMAND DA?!“, brüllte ich verzweifelt. Ungeduldig startete mich der Taxifahrer an, rührte keinen Finger und murmelte etwas davon das sich mit seiner Wartezeit die Kosten um zehn \$ erhöhten, anstelle hilfreich zur Lösung meines Problems beizutragen.

„Ja, ja, schwätz weiter“, dachte ich mir sichtlich genervt, wendete mich kurz zu ihm hin und schmiss ihm einen finsternen Blick zu, mir wünschend es schossen Blitze aus meinen Augen, die den Taxifahrer samt seinem Taxi verschwinden lassen würden. Schenkte ihm aber dann keine weitere Aufmerksamkeit, denn auf der gegenüberliegenden Straßenseite hatte ich etwas Hoffnung erregendes entdeckt, ein kleines Ständchen welches mit CHANGE beschriftet war.

„Nein, nein. Kann ich nicht wechseln. 50€ sind zu viel, soviel hab ich nicht.“ erklärte er mir während er verneinend den Kopf schüttelte. Ich runzelte die Stirn und biss die Zähne zusammen, obwohl ich eine Antwort solcher Art bereits befürchtet hatte. Vor meiner Abreise hatte ich mich bereits über den Wechselkurs informiert, ein € wird etwa mit 1140 kongolesischen Franc gewechselt. Demnach war die Tatsache das er nicht wechseln konnte nicht allzu überraschend, wenn man noch bedenkt dass das Durchschnittseinkommen eines Kongolesen monatlich nicht weitaus mehr als 150 \$ beträgt.

Ich machte einen Schulterblick, mein Handgepäck lag neben dem Taxi, der Fahrer stand immer noch wie angewurzelt da und beobachtete mich. Ich richtete mein Blick wieder dem Wechsler zu und stellte ihm die Frage, ob er denn jeden Tag hier sei. Er nickte.

„Wie viel haben sie denn da?“, setzte ich fort.

Er zog ein Geldbündel heraus und lies die zum Teil arg verratzten, bräunlich verfärbten Geldnoten über seine Handflächen gleiten.

„So um die 14000 Franc.“, antwortete er schließlich. „Wirtschaftskrise...“, fügte er resigniert hinzu. Meine Nerven näherten sich dem Ende, doch für abtrünnige Gedanken über den weiteren Verlauf meiner Situation blieb mir keine Zeit, denn der Wechsler gab mir den Ratschlag es doch an der Seitenpforte nochmals zu probieren.

Nachdem ich mich bedankt und kurz am Straßenrand umgeschaut hatte, marschierte ich zurück zum Taxifahrer. Noch bevor er sich weiter über seine Wartezeit beklagen konnte hatte ich ihm schon mitgeteilt, er soll sich doch noch kurz gedulden, ich würde es nochmal am Eingang um die Ecke probieren. Keinen Moment später war ich bereits um die Ecke abgebogen und lies leichtsinniger Art und Weise mein Handgepäck unbeaufsichtigt zurück.

17.37: Ich schloss die Augen und atmete behutsam ein und aus. Mit lauten Getöse flog das schwere, eiserne Tor hinter meinen Rücken zu. Das Schloss rastete ein. Der Krach, der mich ruckartig den ein

oder anderen Morgen aus meiner Traumwelt, in ein Gästebett, in der zweitgrößten Stadt der D.R.K zurück befördern würde, klang in diesem Augenblick wie eine erleichternde Symphonie. Kurzzeitig lies diese mich sogar vergessen, dass mein restliches Gepäck noch in irgend 'nem Container z' Nairobi darauf wartete wieder in meine Obhut genommen zu werden. Pater Laurent mit welchem ich schon seit längerer Zeit per Email korrespondierte und mir bei der Beschaffung des Visa geholfen hatte, war letztendlich doch an der Seitenpforte erschienen, nachdem ich mit einem Stein wie wild dagegen gehämmert hatte. Die Idee kam vom Nachbarn gegenüber, der gerade sein bisschen Rasen goss. Nicht das man noch Angst um seine Haustüre bekommt, wenn ich erst einmal zurück in Deutschland bin und unangekündigt vor der Matte stehe. Als Laurent mich dort sah, machte er den Anschein geradezu aus allen Wolken gefallen zu sein, denn einerseits war er völlig überrascht mich überhaupt anzutreffen, andererseits völlig entsetzt über den Zustand in welchem er mich vorfand. Vom Schweiß völlig durchnässt und die Erschöpfung, mir förmlich ins Gesicht geschrieben, war schwer zu übersehen. Für eine ausführliche Vorstellung blieb zunächst keine Zeit. Eine Besorgnis erregende, düstere Ahnung hatte sich in meinen euphorischen Gedanken eingeschlichen und lies mich nicht zur Ruhe kommen. Mein Handgepäck befand sich noch auf der anderen Seite des Anwesens. Beziehungsweise, hoffentlich befand es sich noch dort. Ein Leichtsinns, der mir ziemlich teuer zu Schaden werden könnte, verdrängte die Freude endlich jemand Bekanntes angetroffen zu haben. In abgehakten, gehetzten Sätzen machte ich Laurent der Sachlage bekannt, während ich schon wieder durch den Innenhof, Richtung Vorderpforte eilte.

Handgepäck, Taxi und Fahrer waren - Gott sei Dank - noch da. Als wir uns dem Tor näherten war mir aber im Torspalt aufgefallen, dass der Taxifahrer sich an meinem Handgepäck vergriffen hatte. „*He, was machst du da rum?!*“, überraschte ich ihn während ich ruckartig das Tor aufriss. „*Nichts! Wollte ihnen nur das Gepäck hinterherbringen...*“, antwortete er und sprang erschrocken zurück. Ich nahm es hin, konnte ja sein. Außerdem hätte er sowieso genug Zeit gehabt, mit meinem Hab und Gut das Weite zu suchen, wenn er dies wirklich beabsichtigt hätte. Auf seine 30 \$ bestand er jedoch zunächst, für die Zeit die er nun warten musste und sich nicht weiter seiner Kundschaft widmen konnte. Die Forderung erwies sich nicht von allzu langer Dauer. „*20 \$ sind mehr als genug, sei froh dass sich überhaupt jemanden getraut hat mit dieser Schrottmühle mitzufahren!*“, erwiderte Laurent harsch auf seine Jammerei. Der Taxifahrer stotterte noch irgendetwas vor sich hin, nahm die 20 \$ und stieg ein. Der Wagen knarrte, knallte, heulte auf und entschwand im regen abendlichen Verkehr.

Laurent verstand es wahrlich wie man einen erschöpften Schwaben wieder, zumindest ein klein wenig, fit bekam. Dies war aufgrund der zahlreichen Strapazen, die mich durch den Tag begleitet hatten, auch dringend nötig. Er brachte mich ohne größere Umwege ins Wohnzimmer, welches mit ein paar höchst gemütlich aussehenden Sesseln und Sofas bestückt war. Selbst wenn die Versuchung groß war, sich ohne zu zögern auf das nächst beste niederzuwerfen, wartete ich noch verlegen ab und schaute mich zunächst neugierig um. Hölzerne Statuetten, Bücherregale, Gemälde, Wandteppiche und Bilder von Salvatorianern schmückten die Wände. Die Fenster allesamt von Moskitonetzen überzogen. Dann sprach Laurent die erlösenden Worte: „*Nimm doch Platz!*“ Dies lies ich mir nicht zweimal sagen und plumpste auf einen Sessel nieder, der genauso gemütlich war, wie er aussah.

Laurent setzte fort: „*Du möchtest doch sicherlich ein Bier, oder?*“

Eine höchst erfreuliche Frage, die sich als rhetorisch erwies, denn noch bevor ich antworten konnte war Laurent bereits verschwunden.

„*Einheimisch oder international?!*“ schrie es aus dem Flur.

„*Einheimisch bitte!*“ schrie ich zurück in die Richtung, aus welcher seine Stimme erklungen war. Keine Minute später kam Laurent mit zwei Flaschen Bier in der Hand wieder. Wie schon gesagt, Laurent verstand es wahrlich einen Schwaben wieder aufzupäppeln. „*Einheimisch*“ erwies sich dabei als eine gute Wahl, denn dieses Bier, Simba (Löwe) heißt es, schmeckt wirklich vorzüglich. Ganz abgesehen des herrlichen Geschmacks ist die Flasche mit ihrem $\frac{3}{4}$ Liter Fassungsvermögen, auch um allerhand größer als die, des internationalen Gebräus. Laurent setzte sich zu mir.

„Und schmeckt's?“, fragte er höflich.

„Und wie!“, antwortete ich, doch mein breites Lächeln, welches sich mit großer Wahrscheinlichkeit über mein ganzes Gesicht zog, beschrieb mein Empfinden deutlicher als mit Worten möglich wäre. Die Rezeptur für dieses Bier sei das einzig Wahre was ihnen die Belgier aus ihrer Kolonialherrschaft hinterlassen hatten, schwärmte Laurent.

„Eine einheitliche Sprache erleichtert doch auch allerhand Dinge, oder?“, unterbrach ich Laurent. „Stimmt, bei über 200 Sprachen und Dialekten hierzulande wäre um eine Einigung zu finden sicherlich ein riesiges Chaos ausgebrochen.“, fügte er schlicht hinzu.

Dann erzählte er mir, was ich bereits vermutet hatte: Sie waren nicht über meine Ankunft informiert worden. Ich hätte mich aber auch noch nachdem das Visa beantragt war, nochmals melden können, fügte ich hin bei. Laurent, der vor lauter Neugier beinahe nicht mehr ruhig sitzen konnte, fragte mich nun wie ich den es bitte allein vom Flughafen hierher geschafft habe und ob ich denn nicht mehr Gepäck dabei habe. Ich begann zu erzählen...

19.50: Wir waren gerade mit dem Abendessen fertig (hierbei möchte ich erwähnen, dass ich keine ganze zwei Stunden ohne Unterbrechung, Laurent mit der Erzählung meiner Erlebnisse hergehalten habe, sondern dass Laurent mir in dieser Zeit auch das Anwesen und mein Gästezimmer gezeigt hatte), als laut vor unserem Tor eine Hupe dröhnte. Laurent sprang vom Tische auf.

„Muss wohl Papa Emma sein...“ und eilte hinaus, um das Tor zu öffnen.

Zum Abendessen hatte es gesalzenen, getrockneten Fisch gegeben. Dazu eine Art Gemüse „Lenga Lenga“ für welches ich bisher keine richtige Übersetzung fand, doch es ähnelte an Spinat und die Beilage, die zu keiner kongolesischer Mahlzeit (abgesehen vom Frühstück) fehlen darf: Bukari. Als Bukari bezeichnet man Handgroße Klöße aus Maismehl. Diese werden zerstückelt und in der Hand geknetet bis die Klumpen eine ovale Form, in welche man eine kleine Kuhle drückt, haben. Dann fühlt man die kleine Kuhle mit Gemüse oder Soße, denn Bukari allein, schmeckt im großem und ganzem nach nicht allzu viel. Allgemein stellt man schon bald nach seiner Ankunft fest, das Besteck meist eher nur zu dekorativen Zwecke dient.

„Oh la la! Was für 'ne Überraschung!“, brummte eine tiefe Stimme hinter mir, als ich mir gerade die Hände trocknete, die ich soeben gewaschen hatte. Ich drehte mich um. Vor mir stand „Papa“ Emma. Ein Mann, besser gesagt, ein Hüne, stämmig gebaut und über 1.90 groß. Ihm gegenüber fühlte ich mich klein und schwächig, von Laurent gar nicht die Rede, denn dieser war noch ein Kopf kleiner als ich. Pater Emanuel, ebenso überrascht wie erfreut mich zu sehen und ich stellten uns einander vor, bevor wir uns alle drei wieder zu Tische setzten.

„Wusstest du dass er heute kommt?“, fragte Emma Laurent verdutzt.

„Nö, hatte auch keinen blassen Schimmer, die Missionsprocura auch nicht...“, antwortete Laurent.

„Ja wie bist du dann hierher gekommen?“, Emma schaute mich mit großen Augen an.

Ich begann erneut meine erlebnisreiche Ankunft zu schildern. Es sollte nicht das letzte mal gewesen sein...

21:14: Endlich! Langsam lege ich mich auf mein Bett nieder, genieße wie mein ausgelaugter Körper langsam in die Schaumstoffmatratze sinkt und meine Muskeln sich allmählich entspannen. Dann verschließe ich die Augen und reflektiere nochmals den vergangenen Tag, meine Flughafenabenteuer, meine ersten Begegnungen und Eindrücke. „Des glaubt mir doch keiner...“, dachte ich mir nur. Oder? Mir selbst viel es schwer zu begreifen was mir heute schon am Tag meiner Ankunft alles widerfahren war oder was mir widerfahren hätte können. Dann versuchte ich mir nur annähernd vorzustellen, was mich hier wohl noch alles erwarte, doch es gelang mir nicht. Jetzt war es sowieso dringend an der Zeit ein wenig Schlaf nachzuholen. Was sich aber als gar nicht so leicht erwies, denn keine zehn Meter meines Zimmers entfernt befindet sich ein Nachtclub (beziehungsweise eine Bar mit lauter Musik zu welcher die Leute auch tanzen wenn sie besonders fröhlich gestimmt sind), der direkt an unserer Gartenmauer angebaut ist.

Erwies sich für unsere Nachbarn natürlich günstiger, als selbst mauern zu müssen. Wie ich feststellen sollte, genießen die meisten Kongolesen wirklich das Leben und erfreuen sich tagtäglich

daran, weshalb die ganze Woche von sieben Uhr Abends bis vier Uhr Nachts Musik von nebenan erschallt. Demnach erwiesen sich meine kleinsten Gepäckstücke, meine Ohrstöpsel, zunächst als die nützlichsten.

27.08.16: Zurück zum Anfang

9:22: Geweckt von der Morgensonne erwache ich in meinem Gästebett. Ich strecke mich und öffne vorsichtig die Augenlider. An der Decke über mir klammern sich zwei Geckos fest, ihre murmelförmigen Augäpfel starr in meine Richtung gerichtet. Dann ziehe ich meine Ohrstöpsel raus und richte mich auf, die Geckos entschwinden in einem Riss in der Wand. Mein erster Gang richtet sich dem Fenster zu, welches ich aufgrund der lauten, nächtlichen Tanzmusik (manche würden es auch schlichtweg als Lärm bezeichnen) geschlossen hatte. Ich öffne weit das Fenster um gleich einen großen Zug frische Luft zu schnappen. Keuchend schließe ich das Fenster keinen Augenblick später wieder, denn heute Nacht hatte man Müllberge die sich an unserer Straße angesammelt hatten, auf die hier gängige Art und Weise verschwinden lassen.

11:10: Hellwach, nachdem ich mich mit einem Kübel kaltem Wasser gewaschen hab. Gestärkt, nachdem ich ein reiches Frühstück zu mir genommen hab, befinde ich mich gerade auf der Veranda im Liegestuhl und lausche dem Vogelgezwitscher. Heute morgen hatte ich die Mechaniker, „Baba Alfonso“ den Koch des Hauses und weitere Mitbrüder kennengelernt, die alle mittlerweile das Haus verlassen hatten um sich ihren alltäglichen Aufgaben zu widmen. Zurückgeblieben war nur ich, da ich zu spät erwacht war um mich jemanden noch rechtzeitig anzuschließen. Dies störte mich momentan aber auch gar nicht arg, da mir nun Zeit blieb um mich vorsichtig an meine neue Umgebung zu gewöhnen. Oder auch nicht, denn langsam wurde der Vogelgesang vom Verkehrslärm und dem munteren Treiben vor unserem Tor überschattet. Neugierig versuche ich zunächst auf das Dach unseres Hühnerstalls zu klettern. Ach ja, das Provinzialat befindet sich zwar mitten in der Stadt, doch für ein dutzend Hühner und zwei Truthähnen war dennoch Platz genug. Ein kurzes Haschen genügte, um der Neugierde nachzugeben und das Anwesen auf eigene Faust zu verlassen. Kaum hatte ich die Torschwelle überschritten, war ich unzähligen gaffenden Blicken aller Richtungen ausgesetzt, wegen meiner Hautfarbe den restlichen Bewohnern der Stadt vorerst ausgegrenzt. Ein äußerst unangenehmes Gefühl, weshalb ich erst einmal meine Sonnenbrille aufsetze, um den Argwohn, welchen meine Augen widerspiegeln nicht öffentlich zur Schau zu stellen. So muss man sich wohl auch als Kongolese fühlen wenn man in Hummertsried untergebracht werden sollte, kam es mir in den Sinn, nur das sich trotz geselligem Dorfleben nicht annähernd so viele Schaulustige wie hier finden würden (abgesehen von unserem Sommerfest an der Hütte). Des nicht zu trotz setze ich meinen Gang fort, reihe mich wie die anderen Bewohner der Stadt auf dem Seitenstreifen der Straße in einer Fußgängerkolonne ein und versuche nicht allzu nervös zu wirken oder gar zu zucken wenn ein Taxi oder Minibus, keinen halben Meter an mir vorbeischießt. Es dauert nicht allzu lange bis sich ein weiteres Wort meinem kisuatischen Wortschatz erschließt. „*Muzungu!*“ werde ich beinahe an jedem Stand angesprochen, besser gesagt angeschrien, an welchen mein Weg mich vorbeiführt. Wie sich bereits schon vermuten lässt, bedeutet „Muzungu“ nichts mehr oder weniger als „Weißer“.

Lubumbashi, besser gesagt die älteren Stadtteile und das Stadtzentrum sind im Kolonialstil errichtet. Gerade, breite und kilometerlange Parallelstraßen, welche ihrerseits wiederum rechtwinklig von weiteren Parallelstraßen gekreuzt werden. Als perfektes Beispiel hierfür erweist sich unsere Allee und unsere Hausnummer (839), erleichtert einem aber wahrlich die Orientierung. So spazierte ich schon bald wieder frohen Geistes gestimmt und neugierigen Blickes die Straßen entlang, fasziniert von dem ganz alltäglichen städtischen Treiben. In der Ferne tauchte ein Militärkonvoi auf, der eine Straßensperre errichtet hatte, weshalb ich abbog und meine Route änderte. Vorerst überließ ich heute noch der Vorsicht die Oberhand über meine Neugier. Durch die Änderung meiner Route kam ich per Zufall an eine Schwesternstelle der Salvatorianer, die einen Kindergarten unterhielten. Nach ausführlichen Vorstellungen und der Visite dieses kleinen

Klosters verabschiedete ich mich aber auch schon bald wieder, da einerseits das Mittagessen demnächst fertig sein sollte, andererseits musste ich zurück zum Flughafen, um erneut die Suche nach meinen Gepäckstücken fortzusetzen.

13.40: Das Mittagessen war vorzüglich gewesen, es hatte einen Hühnchen-Eintopf, gebratenen Fisch, diverses Gemüse und selbstverständlich dazu, Bukari, gegeben. Pater Fidèle (der Pater der diesen Winter das Salvatorkolleg besucht hatte und mit welchem ich meinen Aufenthalt eingefädelt hatte) fuhr mit mir zurück zum Flughafen. Keinen Kilometer vor diesem erschloss sich mir nun auch der Sinn der Militärkonvois, die ich gestern beim verlassen des Flughafens am gegenüberliegenden Straßenrand gesichtet hatte. Wir wurden angehalten. Vor uns positionierte sich ein Soldat mit einem Sturmgewehr, zur Fahrerseite erschien ein, in die Jahre gekommener Offizier. Mit seinem runzeligen, vernarbten Gesicht, einer übergroßen Sonnenbrille mit pechschwarzen Gläsern, der Offiziersmütze und einem Zigarillo-Stumpfen im Mundwinkel hätte er den perfekten Bösewicht für einen Hollywood Film gegeben. So musste er sich aber damit begnügen, den Tag rauchend und saufend am Straßenrand zu verbringen um Fahrzeuge anzuhalten. Fidèle fuhr das Fenster herunter und erklärte ihm wir seien gerade auf den Weg zum Flughafen um mein abhanden gekommenes Gepäck wiederzuerlangen. Das wir zum Flughafen wollen ist ihm schon klar und auch kein weiteres Problem, sagte der Offizier, 13000 Franc und wir könnten passieren.

„*Huch, habt ihr schon wieder aufgeschlagen?*“, fragte Fidèle verlegend.

„*Wieso schon wieder? Es waren schon immer 13000 um zum Flughafen zu passieren.*“ antwortete der Offizier verdutzt. Dies erklärt auch den stolzen Preis des Taxifahrers, der mich gestern stadteinwärts gebracht hatte.

„*Ich hätte schwören können das es das letzte Mal noch 11000 waren, deshalb habe ich nicht mehr.*“

Fidèle streckte ihm das Geld entgegen, der Offizier zögerte und tauschte sich mit dem Militär auf der Straße aus. Ich überlegte ob ich erwähnen sollte das ich auch noch Geld hatte, doch ich beschloss erst einmal aufmerksam zu warten... Schließlich kam der Offizier ans Fenster zurück, schnappte sich das Geldbündel, der Soldat machte den Weg frei und wir führten unsere Fahrt fort.

14.10: Endlich am Flughafen angekommen, rief ich als erstes Jean Bosco an. Es dauerte keine Minute bis dieser wieder in Begleitung seiner Kollegen an unserem Parkplatz erschien. Nach einer kurzen, herzlichen Begrüßung waren wir wieder auf dem Weg zur Gepäckaufgabe. Fidèle durfte nicht mitkommen, warum sollte mir wenig später bewusst werden.

„*Perfektes Timing, die Maschine von Kenya Airways ist soeben gelandet.*“, Jean Bosco klang zuversichtlich und fragte ob der Taxifahrer mich wie abgemacht vor der Haustüre abgesetzt hatte. Ich bejahte dies und fragte warum auch nicht? Man wüsste ja nie was passiert und da er nichts mehr von mir gehört hätte, wären ihm schon ein paar Bedenken gekommen ob der Taxifahrer die Richtige Wahl war, beantwortete Laurent meine Frage.

„*Du hast doch gesagt er sei zuverlässig!*“, prangerte ich ihn empört an.

„*Ja, ja. War er ja auch, oder? Aber man weiß ja nie.*“, rechtfertigte sich Jean. Ich beschloss nicht weiter auf dieses Gespräch einzugehen, war ja erfolgreich am Provinzialat angekommen.

Als wir drinnen am Fließband auf die Gepäckanlieferung warteten erkundigte sich Jean über meine ersten Eindrücke hierzulande. Ich blieb sachlich und erzählte ihm was mir bisher besonders ins Auge gesprungen war. Um Bewertungen abzugeben war es mir nämlich noch zu früh. Jean Bosco aber, konnte schon fast auf magische Weise meine Gedanken lesen und das unausgesprochene, an meiner Stelle aussprechen.

„*Machen wir uns doch nichts vor, es ist doch ein Elend, nicht wahr?*“, Jean Bosco wartete gespannt auf meine Reaktion.

„*Sagen wir, es gibt hierzulande nahezu überall allerhand zu tun.*“, antwortete ich vorsichtig, um seine Aussage zu bestätigen war mir meine Aufenthaltsdauer hier in der D.R.K noch zu kurz. Doch ich will gleich vorwegnehmen, das anhand der Erfahrungen die ich hier machen werde, es wohl kein Land oder nur sehr wenige Länder auf dieser Welt gibt, wo das Glück, die Freude und das Leid der Menschen, entweder von einem hauchdünnen Grad getrennt sind oder schon Hand in Hand ineinander übergehen.

14.20: Die Gepäckankunft verzögerte sich ein klein wenig, Jean Bosco und ich starrten gespannt auf einen angefahrenen Gepäckjargon nach dem anderen. Um meine Nervosität und die Wartezeit zu verkürzen, fragte ich Jean wie er denn dazu gekommen sei, am Flughafen zu arbeiten. Er begann zu erklären, das seine Kollegen und er selbst sogenannte „Flughafenkinder“ seien. Seit Kindesalter hätten sie entweder ihre Eltern zur Arbeit begleitet oder wenn diese unter der faschistischen Diktatur Mobutus verschwunden oder im Bürgerkrieg umgekommen waren, versucht mit niederen Tätigkeiten wie Gepäckschleppen sich am Flughafen durchzuschlagen. Mit der in den Jahren erlangten Erfahrung und aufgrund ihrer stetigen Präsenz hatten sie sich dann hochgearbeitet, bis sie schließlich als Flughafenpersonal anerkannt wurden. Heute konzentriere sich ihre Arbeit aber hauptsächlich darauf Auskunft zu geben und unterstützend Besucher durch die verschiedenen Flughafeninstanzen zu begleiten.

„*Deine zwei Gepäckstücke sind dunkelblau und silbergrau hast du gesagt?*“, Jean Bosco wechselte das Thema.

„*Ja genau. Der graue hat Aufkleber drauf, warum?*“, ich blickte ihn verwundert über den abrupten Themawechsel an.

„*Dann schau mal ein wenig genauer in den ankommenden Jargon und sag mir was du siehst.*“, Jean Bosco strahlte. Tatsächlich, im vorderen Gepäckstapel befanden sich meine zwei Gepäckstücke, die nur noch von einer Glasfassade von mir getrennt wurden. Ein Stein, gefühlt so groß dass er einen Elefanten erschlagen hätte können, fiel mir vom Herzen. Ich hatte mein Gepäck seit München, seit also nun zwei Tage, nicht mehr gesehen. Mich überschlug es beinahe vor Freude. Jean Bosco, der sich mit mir freute, nutzte die Gunst meiner Euphorie um mir mitzuteilen:

„*Jetzt bleibt nur noch der Zoll, hast ja gesehen wie viele da im Gang stehen.*“

Ganz gelassen erklärte ich ihm das ich nichts zum verzollen habe. Ich hätte lediglich Medikamente für den Eigenbedarf, ein paar Kosmetikartikel, Gastgeschenke und Kleidung dabei, nichts was man verzollen müsste. Jean Bosco erwies sich jedoch als hartnäckig.

„*Medikamente und Kosmetikartikel müssen hier verzollt werden... Wirklich!*“

Da ich keine Lust auf Scherereien und auch kein Interesse darin sah mein Gepäck, das ich erst gerade wiedererlangt hatte durchsuchen zu lassen, zog ich 11000 Franc aus dem Geldbeutel und reichte sie Jean mit den Worten: „*Und jetzt schau das wir hier wegkommen, mehr hab ich sowieso nicht mitgenommen.*“

Jean, ein bisschen betrübt, hatte mit mehr gerechnet, doch es erwies sich als sinnvolle Strategie meinerseits, wirklich nur das Nötigste bei mir zu tragen. Um zurück zum Ausgang zu gelangen muss man durch einen schmalen, fensterlosen Gang. Die Glühbirne welche diesen erhellen sollte, wahrscheinlich durchgebrannt, hing fassungslos an zwei Drähten befestigt über mir an der Decke. Als wir gerade den Gang durchquerten, erweckten wir tatsächlich die Aufmerksamkeit mehrerer uniformierter Zollbeamte, welche ich zunächst nur als finstere Gestalten wahrnahm. Diese zuvor auf Plastikhockern sitzend, richteten sich auf und sperrten den Durchgang.

„*Dokumente und Gepäckschein bitte.*“, forderte ein Beamter, dessen Gesicht ich nur mühselig in der Dunkelheit erkennen konnte.

Nachdem ich ihm die Anzeige und Reisepass gereicht hatte, wollte er wissen ob ich was zum verzollen habe. Ich verneinte und Jean fügte zwinkernd hinzu: „*Keine Sorge Officer, haben wir schon alles geklärt.*“

Völlig Entspannt saß ich wieder auf dem Beifahrersitz und berichtete Fidèle was sich alles am Flughafen abgespielt hatte. Wie sich herausstellte hatte mich Jean ein klein wenig gelinkt, denn zu verzollen hatte ich offenbar nichts. Immer noch von Freude überwältigt, das sich mein Gepäck im Koffer unseres Wagens befand, war mir die Tatsache nochmal um 11000 Franc erleichtert geworden zu sein ziemlich gleichgültig. Mein Gepäck befand sich in meiner Obhut, das war alles was momentan zählte. Jetzt kann die Reise endgültig beginnen. Doch wenn ich gerade schon beim zählen bin, insgesamt hatte ich bis zum lang ersehnten wiedererlangen meines Gepäck zahlreiche Federn gelassen. Um genau zu sein 169 €. Was Jean betrifft, werde ich ihn wieder anrufen falls mich hier jemand besuchen kommt, den trotz des Geldes welches ich seinerseits ausgegeben hatte,

erwies er sich als eine wahre Hilfe in diesem ganzen Flughafentumult. Nur sein Preis werde ich beim nächsten mal erneut aushandeln müssen.

Ich richtete mein Blick wieder aus dem Fenster. Am Straßenrand erweckten ein paar Ziegenschenkel meine Aufmerksamkeit und ich überlegte mir ob ich zur Feier des Tages, den nett wirkenden Verkäufer einen abnehmen soll. Obwohl es schon Nachmittag war musste ich mir um die Frische der Ware wohl keine Sorgen machen, des das Blut quirlte noch aus der Wunde und tropfte auf den heißen Asphalt, über welchen der Verkäufer die Schenkel hoffnungsvoll an den Fersen hob. Da ich aber kein eigenes Geld mehr hatte beschloss ich dieses Unterfangen nochmal zu verschieben. Ziegen gibt es hier nämlich allerhand. In den ärmeren Vierteln laufen diese, gleich wie Hühner, Enten und sonstiges Federvieh frei auf der Straße herum und kommen nur zur Schutz der Dunkelheit wieder zu ihren Besitzern in ihre Stallungen zurück. Denn Nachts streunen auch allerhand Hunde herum, eigentlich zum Schutz der eigenen Wohnzelle, doch wenn da noch ein paar Hühner gackern oder ein paar Enten durch die Gegend watscheln, lassen sich die Hunde diesen Leckerbissen auch nicht entgehen. Meist sind es aber gar nicht die Hunde, sondern eher die Nachbarn oder Spaziergänger, die Gunst der Dunkelheit nutzend, um einen Festschmaus mit nach Hause zu nehmen. Die Hunde erweisen sich demnach als perfekte Sündenböcke für diesen nächtlichen Mundraub.

17.15: Keine zwei Stunden nach meiner Ankunft befand ich mich schon wieder auf der Straße, diesmal mit Laurent unterwegs ins Krankenhaus. Ein katholische Mutter aus der Gemeinde von Laurent sollte von uns besucht werden, da sich ihr Gesundheitszustand verschlechtert hatte. Laurent besitzt momentan keinen gültigen Führerschein und hätte sowieso kein Fahrzeug zur Verfügung gehabt, so saßen wir in einem Taxi. Taxis muss man sich hier aber ein bisschen anders vorstellen, eher wie Busse, denn wenn man sie nicht bucht fahren sie immer den selben Streckenabschnitt ab. Vom Stadtzentrum in die äußeren Viertel und wieder zurück. Ein Strecke kostet lediglich 500 Franc, also keine 50 Cent. So kommt man mit weniger als 2 € ans andere Ende der Stadt und wieder zurück. Wenn man aber noch sparsamer unterwegs sein will und keine Platzangst hat, kann man ein Taxibus nehmen. Dieser Minibus ist etwa so groß wie ein alter VW Bus, nur das in diesen keine 9, sondern bis zu 23 Personen Platz finden müssen. Wie schon gesagt, eine enge Angelegenheit, doch für 200 Franc kann man diese Quetscherei gelegentlich in Kauf nehmen. Als drittes öffentliches Fortbewegungsmittel bleibt das Motorrad-Taxi. Vor welchem ich aber noch Angst habe, denn man muss sich auf das Augenmaß seines Chauffeurs verlassen. Da man keinerlei Schutzkleidung trägt wird einem schon beim bloßen Anblick ganz bange, wenn man sieht wie diese sich durch den Verkehr zwischen winzige Lücken schlängeln. Abgesehen dass man seine Gesundheit gefährdet, kostet das Motorrad-Taxi hier in Lubumbashi auch noch 1000 Franc. Geld das man sich lieber spart. Was öffentliche Verkehrsmittel betrifft muss man sich hier auch daran gewöhnen, das in der Stadt der Bus nicht nach einer bestimmten Uhrzeit fährt. Nein, der Bus fährt wenn er voll ist. Dazu muss aber auch erwähnt das Lubumbashi bestimmt über 500 Taxibusse und 5000 Taxis zählt. Von den Motorrad-Taxis gar nicht die Rede. So kann man sich beinahe sicher sein, dass zu jeder Tages- und Nachtzeit irgendein Transportmittel finden lässt, welches man in Anspruch nehmen kann. Als sichtlich erkenntlichen Europäer ist davon aber abzuraten, vor allem wenn man allein unterwegs sein sollte. Aufgrund der zahlreichen Transportmittel ist auf den Straßen Lubumbashis immer viel Verkehr. Dies wirkt sich nicht nur negativ auf das Stadtklima welches gegen Ende des Nachmittags des öfteren Smog aufweist, sondern beeinflusst auch die städtische Geräuschkulisse. Klappernde Gehäuse, knatternde Auspuffe und ununterbrochenes Gehupe gehören zur Tagesordnung. So etwas wie eine Straßenverkehrsordnung soll es zwar geben, doch diese ist nur von wenigen bekannt und von den wenigsten angewandt. So sind Kreuzungen, Ampeln und Zebrastreifen immer mit großer Vorsicht zu passieren und vielmehr als Empfehlung zu verstehen, nicht als gesetzliche Vorschrift. Natürlich gibt es hier auf Ausnahmen die einen ziemlich teuer werden können, falls doch mal Polizisten kontrollieren. Diese sind aber sehr schnell massiv überfordert, da an jeder Kreuzung mindestens 10 Verkehrsdelikte einem Polizisten zugerechnet werden können. Deshalb konzentrieren sich nur auf's Größere, da bei schwerwiegenden Delikten mehr Geld aus den Taschen des Fahrzeugführers, in die eigenen Taschen überführt werden kann.